



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Vom Wesen und Werden deutscher Formen

geschichtliche Betrachtungen

Pinder, Wilhelm

Leipzig, 1937

Die Salische Baukunst

urn:nbn:de:hbz:466:1-41978

Das Leben der Salier war Last und Größe und Bedrohung und ewige Unruhe, und wer nur von heutigen Verhältnissen aus, wer also ungeschichtlich denkt, der würde sich wirklich nicht wundern, wenn ihr schweres ruheloses Dasein ihnen wenig Zeit für die deutsche Kunst übrig gelassen hätte. Indessen, es war schon angedeutet: gerade weil Kunst, namentlich Baukunst, Sprache war, war sie keine Angelegenheit spätzeitlicher Genießer. Die Kunst war keine Welt des „schönen Scheines“, sondern dazu bestimmt, *mitzukämpfen* für die Reinheit des Christentumes und besonders für die Größe des Kaisertumes. Darum ist der Name der Salier mit den herrlichsten Leistungen unserer gesamten alten Baukunst unlöslich verbunden, mit den Domen von Speyer und Würzburg, mit den Abteikirchen von Limburg an der Hardt und Hersfeld, auch Maria-Laach und vielen anderen. Nicht „Mäzene“ waren die Salier damit, sondern Staatsmänner, Kaiser, selbstverständliche Verwalter selbstverständlicher Ausdrucksformen von Reich, Glauben und Volk.

DIE SALISCHE BAUKUNST

Was aber ihre Kirchenbauten „salisch“ macht im Sinne eines besonderen Stiles, das ist die deutliche Wendung gegen die ältere, doppelseitig gerichtete Basilika, wie besonders St. Michael zu Hildesheim sie vertreten hatte. Jenes war zwar keineswegs ein Typus im engeren Sinne. Keine andere Kirche ist uns bekannt, die ihm etwa nachgebildet oder gleichgeartet wäre, und vielleicht stand es in seiner Zeit ziemlich allein; eine späte äußerste Auswirkung, aber kein maßgebliches Vorbild. Dennoch darf man sagen: aus seinen Formen spricht mit sinnbildhafter Deutlichkeit eine Zeit, die vom Machtkampfe der Kirche noch nicht berührt, die in ihren Hauptmächten noch nicht gespalten, sondern nur gedoppelt war. Kaiser und Kirche waren wie die zwei Chöre eines Baues in kraftvoller Ausstrahlung zusammengespannt. Dies ist nur ein nachträgliches Bild, nur ein Vergleich, es soll nicht im geringsten heißen, daß eine derartige Bedeutung *gemeint* gewesen sei. *Daß* an sich mit jedem Stücke einer Kirche auch etwas *gemeint* war, daß es eine Symbolik des Kirchengebäudes im mittelalterlichen Bewußtsein gab, wissen wir, vor allem durch Sauer. Sie bezog sich selbstverständlich stets auf geschichtsunabhängige geistliche Vorstellungen. Für den heutigen Betrachter darf der nachträgliche Vergleich dennoch etwas sagen. Karolingische Grundgedanken in sehr neuer Prägung, trotzig-burgartige Haltung nach

außen und feierlicher Reichtum im Inneren — so drückte man sich aus, als Bewahrung und siegreiches Vordringen des eigenen Volkstumes mit Aufsicht über das ganze Abendland und beides mit der Aufsicht über die Kirche sich noch in einer Macht zusammendrängten. Das Salische ist nicht etwa heiliger und feierlicher als das Ottonische, aber es ist strenger und in Maßen und Aufgaben gewaltiger, es ist selber von einer großartigen Einseitigkeit. Es sagt nicht: „sowohl als auch“, sondern „entweder oder“. Wir dürfen in der betonten Einhörigkeit salischer Kirchen das unabsichtliche Abbild dieser Haltung erblicken. Es lag schon im Sinne der kirchlichen Erneuerungsbestrebungen, die von Burgund ausgingen und von den Saliern gefördert wurden, eine gewisse Aufforderung, zum Altchristlichen religiös zurückzukehren. Sie taucht später immer bewußter auf, so bei Bernhard von Clairveaux als Kampf gegen die Aufwendigkeit und den Schmuckreichtum der Kirchen, die besser durch „Gebetsscheunen“ zu ersetzen seien. Sie war aber schon im älteren Cluny da, solange eben, als dieses nicht verdorben war. Auch Clunys innere Geschichte erzählt wieder die Baukunst. Der zweite Bau des großen Klosters konnte noch maßgebend werden für die hirsauischen Kirchen in Deutschland, die sich durch schlichte Geradheit und sparsamen Schmuck auszeichneten. Der dritte aber, der des Abtes Hugo, zur Zeit des größten Machtanspruches, war in den Maßen von St. Peter zu Rom angelegt — auch dies war unverkennbare Sprache — und im übrigen eine nahezu großwahn sinnige, wenn auch selbstverständlich von höchster Begabung zeugende Häufung von Schiffen, Chören und Türmen. Der Speyerer Dom Heinrichs IV. war schlichter, doch nicht weniger großartig; ja er hätte in aller kaiserlichen Gewalt eher auch die ursprünglichen Absichten der kirchlichen Guten ausdrücken können. Ihm fehlt die geräuschvolle Anmaßung, das fast emporkömmlingshaft Glänzende des dritten Baues von Cluny. Die frühsalischen Kirchen Konrads II. gar, Limburg a. d. Hardt und der erste Speyerer Dom, offenbar vom gleichen Meister entworfen, sind durch eine großartige Klarheit und eine Ruhe ausgezeichnet, die sich auf die Maße und Verhältnisse stützt und wie das Gesicht des guten Gewissens wirkt, das ein adeliges Erbe verleiht. Sie sind nicht prunkend, sondern vornehm. Der Grundton war schon im ersten Straßburger Münster angeschlagen. Wir nennen es, obwohl noch unter Heinrich II. entstanden, *salisch* wegen des Gegensatzes zur reichbewegten doppelhörigen Kirche, wie sie etwas später noch in St. Michael zu Hildesheim zu Ende geführt wurde. Man hätte es rein altchristlich erzogenen Menschen nicht verübeln dürfen, wenn sie in der doppelseitig gerichteten Kirche einen Verrat am alten Bauideal und darum an der Urreligion gesehen hätten. Es wird kein Zufall

sein, daß Cluny und sein Anhang, bald also auch die Hirsauer, sowohl auf die einseitige Richtung als auf die Säule zurückgriffen. Im Pfeilerbau lag mit der größeren Zukunft auch der größere Gegensatz zu den stadtrömischen Basiliken. Wenn seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts vom schwäbischen Hirsau aus die cluniazensische Richtung an vielen Stellen durch Deutschland hindurchdrang, so hatte das ursprünglich einen wesentlich geistlichen Sinn; aber wenigstens Süddeutschland kam allerdings durch die weit größere Einfachheit seiner Bauten, durch seine alte Bevorzugung der Säulenkirche dem neuen Ausdruck auch durch Formen entgegen. Die Sachsen dagegen haben sogar das Hirsauische, namentlich später in St. Godehard zu Hildesheim, im Sinne ihres reicheren Bewegungsgefühles umzu-deuten versucht. — Das Straßburger Münster wurde 1015 durch Bischof Werinher begonnen. Es hatte ein Atrium (das auch bei unseren ottonischen Westwerk- und Doppelkirchen nicht ausgeschlossen, sondern sehr üblich gewesen), aber dieses leitet nunmehr eine wirklich wieder einfache und einseitige West-Ost-Richtung ein. Der Grundriß steckt noch im heutigen Münster. Es war ein T-förmiger Bau ohne quadratische Vierung mit einfach gereihten Säulen. Wenn man dies hört, so klingt es nach einer Rückbildung, einer Rückkehr zum stadtrömischen Basilikalgrundriß, einer Ablehnung der karolingisch-ottonischen Neuerungen. Sie läßt sich wohl wirklich verstehen als nicht einmal unbewußter Ausdruck der Rückbeziehung auf die altchristliche Frömmigkeit. Man empfand wohl wirklich das Burgartig-Kriegerische und Bunt-Reiche namentlich des sächsisch-ottonischen Stiles als Ausdruck unbrechbaren und an der Hand der Kirche wieder heimlich heraufgestiegenen Heidentumes. Aber darüber hinaus: so verläuft Entwicklung im ganzen überhaupt. Sie verläuft niemals in geradlinigem Fortschritt, sondern atmungshaft mit Vorstößen und Zurücknahmen, ja Verzichten, wobei aber doch niemals das Alte wirklich wiederkehrt, sondern auch alles das mitarbeitet, was auch aus anderer Richtung inzwischen neu hinzugekommen ist. Man sieht das am Straßburger Münster: seine Eingangsseite wirkte ja dennoch jedem altchristlichen Eindruck auf das stärkste entgegen als Bekenntnis eines nordisch-mittelalterlichen Massen- und Lebensgefühles. Zwei Westtürme umschlossen eine offene Vorhalle. Aber diese Türme wuchsen nicht von unten her selbständig auf, sie lösten sich wohl erst über der Dachlinie aus der wuchtigen Gesamtmasse, immer noch zugleich an Wimpfen erinnernd. Die staufische Zeit, die überall eine Gegenwendung gegen das Salische, damit eine verwandelte Rückkehr des Ottonischen in größeren und glänzenderen Formen bedeutete, gab später an der Westseite von Maursmünster (Elsaß) der unverkennbaren Erinnerung an die alte Straß-

burger Eingangsseite einen neuen (und darum zugleich „alten“) Sinn: ein höherer und breiterer stämmiger Mittelturm übersteigt dort die Seitentürme. Man wird also über ein Jahrhundert später eher wieder an das ottonische Essen erinnert! Straßburg aber hatte freilich, wie St. Castor zu Koblenz, die Mitte niedriger gehalten. Es kann eine Zeitlang so aussehen, als wollte Deutschland auf eine regelmäßige doppeltürmige Westfassade hinaus, die wir als etwas bezeichnend Französisches wissen. Gerade wenn man hier vielleicht einen gesamtfränkischen Zug, eine geborene natürliche Verwandtschaft der ostfränkischen Rheinlande zum westfränkischen Neustrien erblicken will — gerade dann wird uns um so mehr erstaunen und wird um so mehr uns erfreuen, daß wir im frühen 13. Jahrhundert gerade

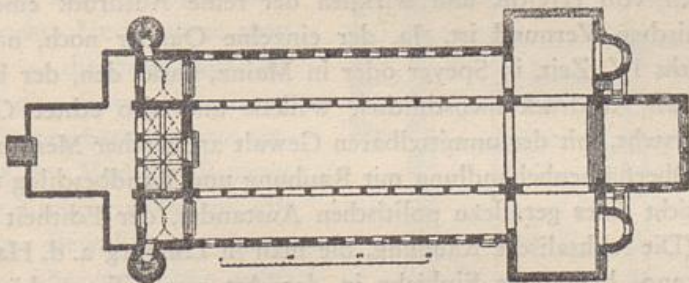


Fig. 10. Limburg a. d. Haardt. Stiftskirche

das Rheinland gegen die einseitig gerichtete Kirche, gegen die französische Westfassade, gegen die Gotik, also doch gegen alles Fränkische westlicher Prägung mit fränkischer Kraft sich entschlossen wenden sehen. Wo in Frankreich, zuerst in der Normandie, im 11. Jahrhundert die sehr großartig klaren Westfassaden mit Doppeltürmen auftauchen — etwas sehr Schönes, nur uns Fremdes! — da weisen sie wirklich schon auf die kommende Gotik hin. Die Fassade von St. Etienne zu Caen birgt schon die der Notre Dame zu Paris in sich (über Noyon), die der Trinité zu Caen jene von Laon (über St. Denis), beide also schließlich die von Reims. Das Frühsalische aber ist eben doch deutsch trotz seiner westlichen Färbung. Es will nicht zur Gotik.

Limburg a. d. Haardt — 1025 begonnen, in der Krypta 1035, im ganzen 1045 geweiht, seit 1504 Ruine (Fig. 10), ausnahmsweise also nicht Opfer französischer Zerstörungswut —, Limburg und Speyer, 1030—65 als Flachdeckbasilika errichtet, beides herrliche Gründungsbauten Konrads II., die Heinrich III. vollendete, fußen auf dem Straßburger Münster. Aber nur Limburg ist gleich jenem Säulenbasilika, Speyer war sicher schon ursprünglich ein Pfeilerbau. Es sollte die erste große kreuzgewölbte Basilika des

ganzen Abendlandes werden. Bei Limburg lasse man sich durch die „Romantik“ des jetzigen Zustandes ja nicht täuschen: nüchtern gewaltig wie der erste Salier selbst, mit dem Ausdruck ebensowohl einer großen Politik wie einer schlichten Frömmigkeit, heilig nüchtern ist dieser Bau. Wer den gefährlichen Begriff Romantik möglichst dehnen und ihn nicht lieber ganz entbehren will, könnte ihn allenfalls auf ottonische, besser auf gewisse staufische Leistungen anwenden, niemals aber auf das echte Salische. Dieses ist geschichtlich tragisch und baulich monumental. Beides ist nicht „romantisch“. Es ist dringend zu raten, sich selbst die Einzelheiten in diesem Sinne einzuprägen. Monumental wirkt heute noch das einzelne gestürzte Kapitell, das klassische Würfelkapitell, das im Ottonischen erst vorbereitet, im Salischen voll erreicht und wirklich der reine Ausdruck einer hohen architektonischen Vernunft ist. Ja, der einzelne Quader noch, namentlich aus Heinrichs IV. Zeit, in Speyer oder in Mainz, packt den, der künstlerische Form als Ausdruck menschlichen Willens und also echter Geschichte zu lesen versteht, mit der unmittelbaren Gewalt archaischer Menschengröße. Selbst die Oberflächenbehandlung mit Rauhung und Randbeschlag trägt das gleiche Gesicht eines geradezu politischen Anstandes, der Echtheit und der Ganzheit. (Die frühsalische Rauhung, die man in Limburg a. d. Haardt beobachten kann, bevorzugt Einhiebe in der Art von „Tannenbäumchen“: senkrechter Mittelstrich, kleine Schrägab-Striche). Bemalung ist hier schwer vorzustellen. Man möchte wenigstens lieber die rauhe und klare Größe des Steinernen sich ungebrochen denken dürfen. Der Stein tut alles Wichtige allein. Die Grundform atmet den Geist Clunys, des *noch* verbündeten. Einseitige Folge von Westen nach Osten: eine äußere Vorhalle, eine innere zwischen zwei Westtürmen geöffnet wie in Straßburg, dreischiffiges Langhaus auf Säulen, aber ausgerechnet in elf Bogenöffnungen, so daß der quadratische Schematismus nicht etwa als unbekannt, sondern als bekannt und vermieden zu denken ist. Man sieht das alsbald an der Ostseite: quadratische Vierung mit Turm darüber, quadratische Querschiffflügel, rein quadratischer Chor, also keine gerundete Apsis. Dafür kleine Nebenapsiden. Große Krypta, die den quadratischen Chorraum in die Höhe drückt. Viele Wölbungsformen, natürlich außer im Langhause: die Krypta ist in neun kleinen Quadraten, die Vorhalle sogar in rechteckigen Kreuzgewölben gedeckt gewesen. Der Gedanke, die Wölbekunst auch auf das basilikale Mittelschiff auszudehnen, liegt nahe. Er hat in der Folge das Abendland mächtig erregt. Der Verfasser glaubt noch heute, was er vor fast einem Menschenalter schrieb: „... daß die Einwölbung des Mittelschiffes den Besten der Zeit als geistiger Reiz soviel bedeutete, wie uns (damals) Heutigen die Er-

oberung der Luft.“ Er würde heute nur hinzufügen, daß dieses verschiedene Verhältnis zum Raume sehr viel Geschichte aussagt. Der Raum ist uns heute eine Aufgabe des Verkehrs, damals war er eine der Ausdrucks-gestaltung. Heute erweckte er unsere Technik, damals unsere Kunst. Damals kannte man keine Kraftwagen, und heute kennt man keine heiligen Bauwerke mehr. Und kannte man sie selbst — die *Bedeutung*, die damals die Raum-Gestaltung für die Besten hatte, würde niemals der des Verkehrs-Raumes und der Verkehrsmittel im allgemeinen Bewußtsein gleichkommen können. Aber nicht nur die kommenden größeren Möglichkeiten der Wölbung spürt man in Limburg. Die Blendbogen der Chorwände verraten einen ganz neuen Sinn. Über den Flachpfeilern, die vom Boden aufsteigen, um- und übergreifen sie die Fenster. Dieser Gedanke ließ sich auf das Hochschiff übertragen (Fig. 11, 12). — Das geschah in Speyer, jedoch mit dem Mittel der Halbsäulenvorlage. Daß unter Konrad II. auch dort zunächst eine Säulenbasilika errichtet worden sei, darf heute als widerlegt gelten. Gänzlich sicher ist, daß der Zustand des Domes unter Heinrich III. um 1060, also vor der ersten Wölbung, ein anderes System zeigte als heute, ein unter dem heutigen verborgenes. Es ist einer der großartigsten Baugedanken, die je gedacht wurden, und er ist salisch nicht nur als geschicht-

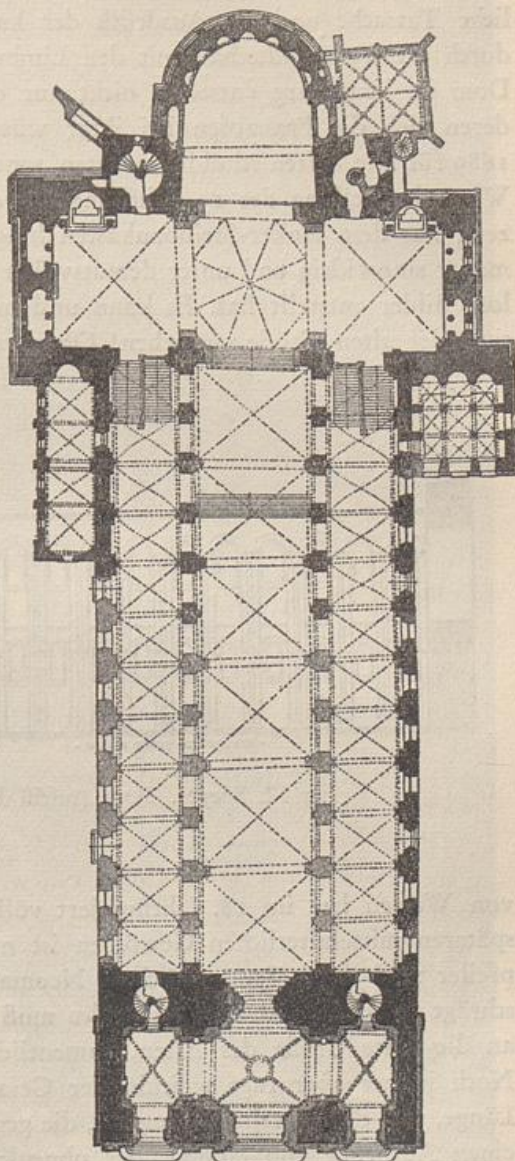


Fig. 11. Speyer. Dom

liche Tatsache und als Ausdruck der kaiserlichen Größe, er ist es schon durch die Verwandtschaft mit den Limburger Chorwänden. Der Speyerer Dom ist heute arg entstellt; nicht nur durch die schweren Zerstörungen, deren sich die Franzosen bei ihrer wütenden „Verbrennung der Pfalz“ 1689 für alle Zeiten schuldig machten, sondern auch durch die wohlmeinende Wiederherstellung des 19. Jahrhunderts, die das Westwerk wie ein Spielzeug aus dem Anker-Steinbalken hingestellt und die Felder der Obermauer sinnwidrig und unter demutsvoller Anmaßung durch bunte und saftlose Bilder entstellt hat. Es kann und muß in Speyer noch viel zur Rettung der alten Größe geschehen! Obendrein ist die größte Zahl der Joche

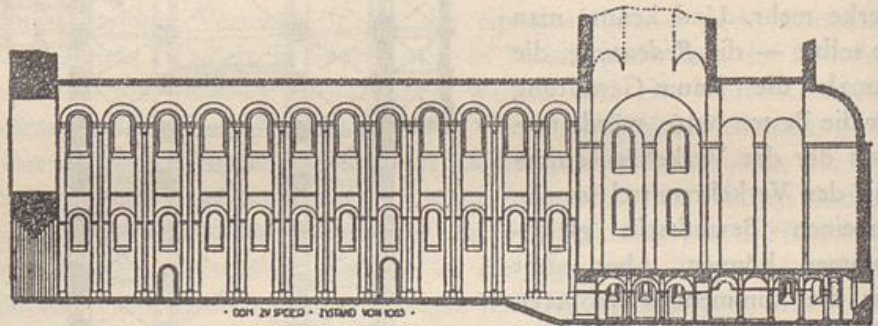
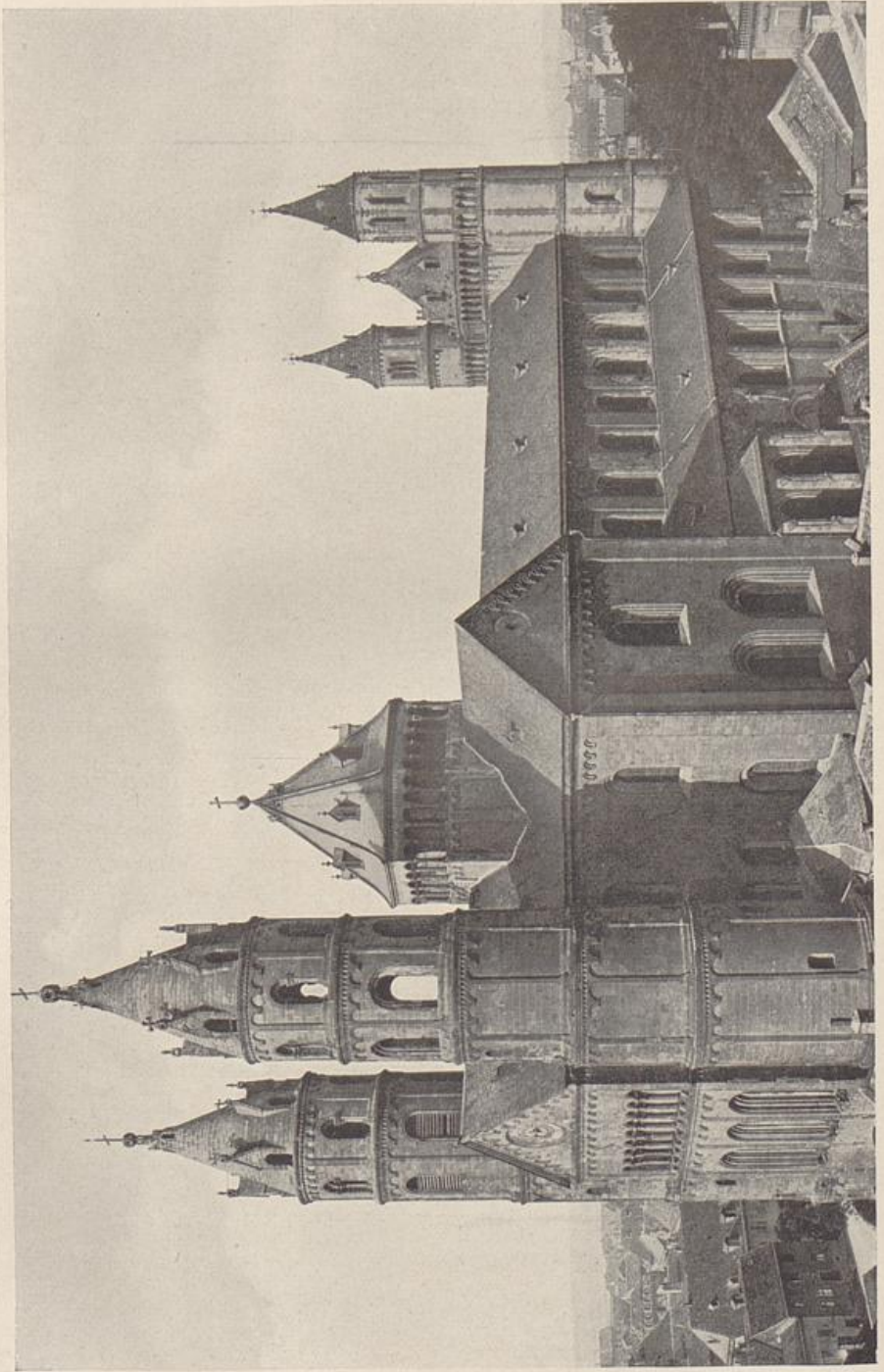


Fig. 12. Speyer. Dom, Aufriß des Urbaues (Kautzsch)

von Westen her im 18. Jahrhundert völlig erneuert, und selbst von den späteren mittelalterlichen Gewölben ist nur noch eines alt. Die Vierungspfeiler sind durch Ignaz Michael Neumann in spätbarockem Sinne abgescrängt worden. Auch in Speyer also muß man vieles erst durchstoßen, um an die echte Größe des Alten, namentlich des Frühsalischen zu gelangen. Noch immer aber ragt weithin der Gesamtbau in ursprünglich geplanter Länge, und die Ostseite namentlich, die gegen den Rhein hinausdrängt, trägt einen Ausdruck von Hoheit, der ohnegleichen ist, wie der Bug eines gewaltigen Schiffes aus kaiserlicher Vergangenheit (Abb. 16). Aber das ist erst die spätsalische, ja im Staufischen vollendete Form. Die ursprüngliche Ostseite war einfacher, ohne Chorquadrat, plattgeschlossen wie in Limburg, mit östlichen Treppentürmen. Der Grundriß des Hauptschiffes blieb jedoch aus dem Urbau noch im heutigen erhalten. Er brauchte keine Veränderungen, um später die Gewölbe Heinrichs IV. zu tragen. Seine zwölf schmalen Joche



29. Braunschweig, Innenansicht des Domes



30. Worms, Dom von Nordosten

waren in sechs Doppeljoche auflösbar mit immer je zwei Seitenschiffsjochen zu jedem der Mittelschiffe: das „gebundene System“, dessen Vorbereitung im Karolingischen gelungen war. Einchörigkeit, Einseitigkeit auch hier wenigstens im Inneren deutlich. Eine dreischiffige Vorhalle mit Obergeschoß und Westempore, in rechteckigen Kreuzgewölben eingedeckt, mit ungewöhnlich mauerstarker Rückwand, führte durch ein nach beiden Seiten abgestuftes Rücksprungportal (eine echte Massenausbohrung deutscher Art, wie wir schon wissen!) in das riesige Schiff. Diese Vorhalle war keineswegs in der Art der Straßburger Lösung, sondern steht auf der gleichen Linie vom Ottonischen zum Staufischen, wie seinem inneren Wesen nach das salische Kaiserhaus selber. Nur in der Mitte ragt ein Turm, nur kleine Treppentürmchen stehen hinter ihm. Die Abbildung Wenzel Hollars zeigt den Außenbau immer noch mit zwei recht gleichgewichtigen Massen in West und Ost. In einer Länge von 133 m zieht der Riesenbau dahin; das Langschiff wieder, wie in Limburg, genau doppelt so lang als das Querhaus — wo bleibt die „deutsche Romantik“, wo bleibt der „mangelnde Sinn der Deutschen für Proportion“? Seit der Wölbung wechseln an den Wänden breitere Halbsäulen mit schmäleren, aber in jeder breiteren steckt noch eine schmalere aus der Zeit von Konrad II. und Heinrich III. Mit diesem Gedanken der durchgehenden Halbsäulen ist die aufrechte Gruppenbildung zum Entscheidenden vorgedrungen. Diese Halbsäulen werden gerne „Dienste“ genannt. Der Name ist eine irreführende Rückübertragung aus dem Gewölbebau. Was der Verfasser in seiner ersten Arbeit über die Innenräume der Normandie behauptet hat, ist inzwischen durch Ernst Gall erneut bewiesen worden, und es gilt für Speyer nicht anders als für die Normandie: diese Formen sind rein gliedernder Art, sie haben keine technische, sondern eine gestaltende Aufgabe. Sie sollen kein Gewölbe tragen, sondern die Wand gliedern. In Speyer wie in der Normandie erwiesen sie sich später tragekräftig, als man ihnen Gewölbe auflud. Aber ihrem ursprünglichen Sinne nach sind sie nicht Anzeichen einer geplanten und dann nur nicht gewagten Wölbung, sondern Ausdruck eines allem Altchristlichen geradezu heftig entgegengesetzten Raumgefühlens durch die Behandlung der Wand! Eine Flachdecke ging über diese stolz aufgerichteten Wände hin, aber diese stehen erst nunmehr in gänzlich unverkennbarer Eindeutigkeit: aufrechte Schmalgruppen der Ordnung, alle einander gleich und jede ein Stück aus jedem Geschoße in sich hineinzwingend, die waagerechte Ordnung weit übertönend. Das einzigartige Kühne liegt beim Speyerer Langhause in der Übergreifung zweier Geschoße durch einen einzigen Bogen. Seit römischer Zeit (Trier) hatte es das nicht mehr gegeben, und hier er-

schien es in völlig neuem Sinne, im Dienste der inneren Raumgestaltung. Der Limburger Baugedanke war fortgeführt, aber stark übertroffen. Die eigentliche Wand ist zur Rücklage eines steilen Blendsystems geworden. Aufrichtig gesagt: das war viel großartiger, als der heutige Eindruck ahnen läßt. Es war ein unaufhörliches Hochschießen, Sprießung statt Schichtung. So ausgedrückt, könnte der Gedanke als Vorform der Gotik aufgefaßt werden, und so ist er auch gelegentlich mißverstanden worden. Die wirklichen, geschichtlich ausgewiesenen Vorformen der Gotik aus jener Zeit aber belehren über den Irrtum. Wir finden sie in der Normandie, schon in Jumèges, besonders deutlich in St. Etienne zu Caen (Fig. 13), und dort erkennen wir den grundstürzenden Unterschied. Die gleichzeitigen Normannenbauten, ebenso großartige Zeugnisse eines kernhaft nordischen Baugesühles, ebenso sehr Schichtung durch Spießung überwindend, wollen, zu Ende gedacht, die Wand vernichten. Das ist dann der Sinn der Gotik, es ist ihr großer und geistreicher Grundgedanke, der indessen nur durch ein künstliches Verstrebungssystem technisch zu ermöglichen war, das die Mauer- masse ja doch wieder bringen mußte. Denn im Steinbau kann die Masse nur weggetäuscht, nicht wirklich ausgelöscht werden. Sie findet sich draußen, nur im rechten Winkel gedreht und in immer neue Teile gespalten, wieder, in oft gewältige Massen zerhackt, aber nicht vernichtet. Noch die rheinischen Architekten unserer staufischen Zeit haben das nicht gewollt; und auch Speyer hat nicht dahin gezielt! Dem alten deutschen Baugesühle muß das gotische System wie das erschienen sein, was wir heute einen „Trick“ nennen. Der echte gotische Raum war ja von innen her nichts mehr als ein schimmerndes Netz von fast unwirklicher Durchschienenheit, gespannt wie eine zarte Haut zwischen knöcheldünnen Gliedern, deren körperliche Wirklichkeit nur als notwendiges Übel noch zugelassen war. Diese Durchschienenheit ist viel entscheidender als der sogenannte „Höhendrang“. Sie wirkte wohl himmelhaft; aber draußen häufte sich in Bergen die weg- getäuschte Masse zu Strebepfeilern, Bogen, Fialen und Wimpergen. Dies konnte von einem anderen baukünstlerischen Gefühle aus wie die Auf- deckung eines Tricks erscheinen, den man im Inneren wohl vergaß, draußen aber nachher erst recht wieder enthüllte. Die Normannen der bei uns salisch zu nennenden Zeit haben die ersten Vorbereitungen getroffen und bis in das Technische der Wölbung hinein hier zweifellos mehr zielsichere Erfindung bewiesen als irgend jemand sonst, auch als die Deutschen. Aber sie rissen dabei die Wand nach Höhe und Breite auf; dabei durchlöcherten, ja vernichteten sie ihre Tiefe und den plastischen Gehalt der Masse. Der letzte Sinn war deren Wegspaltung und Vernichtung. Sie waren keine Plastiker!

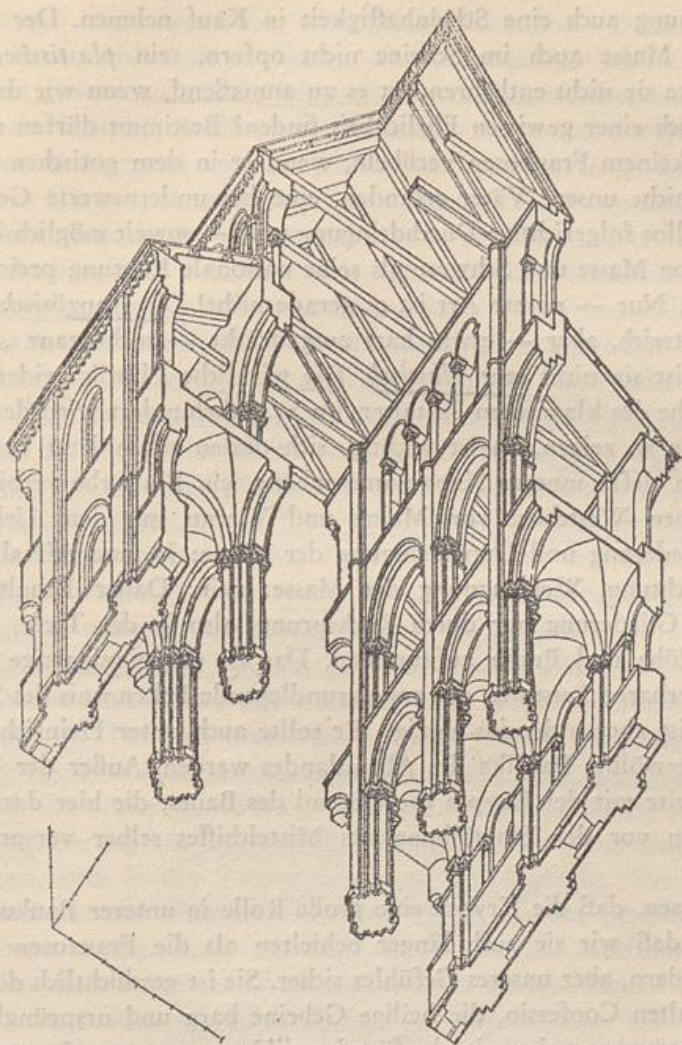


Fig. 13. Caen. St. Etienne (Gall)

Der deutsche Meister von Speyer wollte die Masse erhalten! Er war Plastiker! Er gliederte die Wandtiefe durch Rücksprung; und nur soweit auch dies noch in den sehr bedeutsamen und anregenden Gedankengängen der Normandie gleichzeitig enthalten war, hat es, durch Speyer vorberitet, auch auf die sogenannte „niederrheinische Frühgotik“, in Köln namentlich (die aber keine Gotik ist), einwirken können. Aber das ist festzuhalten: der Nordfranzose wollte die Masse vernichten und mußte für die

Durchscheinung auch eine Scheinhaftigkeit in Kauf nehmen. Der Deutsche wollte die Masse auch im Scheine nicht opfern, sein *plastisches* Gefühl schon konnte sie nicht entbehren. Ist es zu anmaßend, wenn wir darin auch den Ausdruck einer gewissen Ehrlichkeit finden? Bestimmt dürfen und wollen wir es keinem Franzosen verübeln, wenn er in dem gotischen Systeme, das seine, nicht unsere Väter erfanden, eine bewundernswerte Geistigkeit, eine beispiellos folgerichtige Durchdringung und — soweit möglich — Überwindung von Masse und Schwere als seine nationale Leistung preist. Er hat recht damit. Nur — *unsere* Art ist es gerade nicht! Die französische ist ungemein geistreich, aber — etwas hart ausgedrückt — nicht ganz „ehrlich“. Vor allem ist sie nicht sehr *plastisch*. Die wirkliche Plastik beider Länder auf der Höhe des klassischen Zeitalters im 13. Jahrhundert wird den Unterschied genau so zeigen. Es ist wichtig, sich dessen schon jetzt bewußt zu werden. Ein tiefer innerer Sinnzusammenhang, ein Blutserbe verbindet die spätstauischen Westchöre von Mainz und Worms mit dem Urbau von Speyer. Gliederung und Durchdringung der Masse: ja, und mit allen Mitteln. Vernichtung, Wegleugnung der Masse: nein. Daher Erhaltung der Masse und Gliederung nur durch Rücksprung, also in der Tiefe, ohne sie nach der Höhe und Breite aufzureißen. Das ist das einzigartige Zeugnis jener wunderbaren Leistung, das erste grundlegende Bekenntnis des Speyerer Domes. Es ist aber nicht das einzige. Er sollte auch unter Heinrich IV. die erste kreuzgewölbte Basilika des Abendlandes werden. Außer der Vorhalle ist die Ostseite mit der Krypta die Gegend des Baues, die hier das Bedeutsamste schon vor der Einwölbung des Mittelschiffes selber versprach und leistete.

Wir wissen, daß die Krypta eine große Rolle in unserer Baukunst inne hatte, und daß wir sie auch länger behielten als die Franzosen — auch darin unmodern, aber unseres Gefühles sicher. Sie ist geschichtlich der Nachfolger der alten Confessio, die heilige Gebeine barg und ursprünglich eine enge Grabkammer, meist mit ringförmigem Umgange, war. In ottonischer Zeit hatten die Krypten sich zu richtigen kleinen Hallenkirchen geweitet. Bei gleicher Höhe der Schiffe bot die Wölbung keineswegs die Gefahr der Einknickung, die für die schutzlos überragende Obermauer des basilikalischen Mittelschiffes gegeben war. Auch die freistehende Halle war gefahrloser einzuwölben. Eine solche war die Paderborner Bartholomäuskapelle, wie überhaupt Westfalen das Land der gewölbten Hallenkirchen geblieben ist. Die Speyerer Krypta ist eine der großartigsten ganz Deutschlands und die erste erhaltene mit Kreuzgewölben. Aber erst die Erneuerung unter Heinrich IV. übertrug die dort bewiesene Wölbekunst auf das Mittelschiff durch

kreuzförmige, aber rippenlose, also gratige Gewölbe. Damit steht der Speyerer Dom weithin als einzigartig da. Früher pflegte man zu sagen, an drei Stellen gleichzeitig sei die Sehnsucht des 11. Jahrhunderts nach der Einwölbung des basilikalischen Mittelschiffes gegen 1100 erreicht worden, in der Lombardei, in Burgund und im Rheinlande, nämlich in S. Ambrogio zu Mailand, in Cluny und in Speyer. Dann begann man wenigstens an Speyer zu zweifeln (natürlich!). Heute steht es ganz anders und ist nunmehr sicher: S. Ambrogio ist überhaupt keine echte Basilika, Cluny ist eher etwas später als Speyer, und es ist obendrein mit einer Tonne überwölbt gewesen, die zuletzt der Flachdecke durch ihre Gleichgültigkeit gegenüber den Wandjochen künstlerisch nähersteht als der Kreuzwölbung. Dazu hatte es in etwas kleineren Kirchen, wie St. Etienne zu Nevers, schon Vorgänger gehabt. Speyer aber ist unter Heinrich IV. *kreuzgewölbt!* Dagegen meldet sich, wie schon beim frühsalischen Speyer, auch beim hochsalischen wieder die Normandie zum Vergleich. In St. Etienne zu Caen hat damals der Chor, in St. Trinité ebenda das Mittelschiff Gewölbe erhalten; und da die letzteren schon Rippen trugen, ist ein rein technischer Vorsprung der Normandie sicher. Auch er zielt auf die Gotik, Speyer tut es *nicht*.

Der Erneuerungsbau Heinrichs IV. war durch gefährliche Unterspülungen des Domes vom Rheine her wohl äußerlich veranlaßt. Aber der Anlaß wurde durch die Tat weit übersteigert. Bischof Benno von Osnabrück, der vorher die Goslarer Kaiserpfalz erbaut hatte, war der Leiter bis zu seinem Tode 1088. Das Speyerer Werk rühmt seine Lebensgeschichte auch wegen der Neuheit. Sie lag vor allem in der Wölbung, aber sicher auch in vielen Einzelheiten, auch in der Zwerggalerie und im Schmucke. Die Werkleute kamen nicht nur aus Deutschland. Nicht anders als der berühmte Bericht über St. Denis erzählen auch jene über Speyer, daß die Ausführenden „aus allen Teilen des Reiches und auch aus anderen Reichen kamen“. Aus dem eigenen Reiche müssen vor allem Lombarden mitgearbeitet haben. Sie waren nicht durchweg widerspenstig, oft vielmehr besonders treue und bewußte Glieder des Reiches. Tatsächlich finden wir dieses besonders baubegabte Volk in romanischer Zeit überall, bis nach England und Skandinavien hin tätig. Noch in der Barockzeit kamen sie familienweise insbesondere immer wieder vom Comersee her. Die Alpenseen, auch der Bodensee, als Heimat von Architektenfamilien spielen überhaupt eine sehr große Rolle, namentlich auch in späteren deutsch-italienischen Beziehungen. Der Neubau des vierten Heinrich war nicht cluniazensisch! Der Kaiser verkündete, der Bau sei „von Unseren Vorfahren Konrad und Heinrich und Uns selbst ruhmvoll erbaut“. Er brauchte nicht auszusprechen, daß die Vorfahren noch mit

Cluny einig waren und er in ihm den stärksten Feind gefunden hatte. Der Bau selber sprach es aus. Schon der ursprüngliche Gedanke des steilen Blendbogensystemes war freilich kein rein cluniazensischer gewesen. Durch die Kreuzgewölbe über Doppeljochen aber wurde der Unterschied zum Gegensatze. Jetzt wandten sich auch die Einzelformen gegen das Cluniazensische, auch der Chorschluß mit den prachtvollen Nischen war ja gänzlich anderen Geistes. Ein neues Antikisieren hub an. Wer den ganzen Bau sich lebendig zu eigen machen will, darf ihn nicht nur innen und außen von unten betrachten. Er muß unter dem Dachwerke über die Kuppelhügel der Gewölbe geklettert sein, er muß auf der Zwerggalerie gestanden haben, am besten im Sommer, die Baumkronen tief unter sich, er muß das rote Gestein angefaßt und die herrlichen Schmuckformen aus Höhe und Nähe geprüft haben. — Er wird dann in Mainz einen Bau von ähnlichem Ausdruck vorfinden: auch dieser ist ein Zeuge salischer Zeit, wenn auch das Verhältnis zum Kaiserhause nicht so eng war wie in Speyer. Die Kirche des ältesten deutschen Erzbistumes war zur Zeit von Limburg a. d. Hardt und St. Michael zu Hildesheim, mit letzterem fast gleichzeitig, durch Erzbischof Bardo nach längeren Schicksalen zu einer Form geführt worden, die in Teilen noch heute erhalten ist. Konrad II. hat diesen Bardo-Dom noch sehen können und sicher gesehen. Auf seinen Fundamenten ruht der heutige Mainzer Dom, der in neuester Zeit durch eine mühevollte Wiederherstellung nach schweren Gefahren (die am Rhein immer aus dem Strome kommen) auf lange Zeit gesichert und in feinsinnig zurückhaltender Weise, nur rein architektonisch, durch Meyer-Speer ausgemalt ist. Wir dürfen mit Dank den Titel des Buches nennen, das diese letzten Taten festgehalten hat: „Die Rettung des Mainzer Domes“. „Aus tausend Wunden blutend“ (Kautzsch), ist der Dom auf uns gekommen. An der Westseite ist er durch einen größten Meister in staufischer Zeit, zuletzt durch den Sohn des großen Balthasar Neumann in barocker genial zu Ende gedacht: eines jener sehr deutschen Werke, die durch eine lange Lebensgeschichte sich geradezu als Person erwiesen haben, viele Veränderungen durchlebend und doch von einmaligem Charakter. Aus der sehr ungeklärten Baugeschichte ist sicher, daß Heinrichs IV. Tod 1106 als ein besonderer Verlust für den Mainzer Dom beklagt wurde, der sonst „dem berühmten Speyerer ebenbürtig geworden wäre“. Sicher auch gehen die Ostteile, die Krypta, die Kuppel, mit den entsprechenden Speyerer Teilen eng zusammen. Sollte das Langhaus wirklich erst nachsalisch sein, so wäre es doch dem Stile nach salisch. Das Bogenblendsystem ist wie das noch spätere Wormser durchaus von Speyer abgeleitet. In der heutigen Erscheinung ist der Mainzer Dom als Ganzes glanzvoller als der Speyerer. Er

gehört als eine ganze Landschaft von Architektur zu den größten *Bildern*, die unser Land kennt. — Der Wölbungsgedanke kehrte erst in Maria-Laach wieder; vorher, in fröhsalischer Zeit, ist eine Fülle von Bauten entstanden. In der Ruine der Abteikirche Hersfeld wird man immer wieder die Stimmung aus Konrads II. Zeiten wiederfinden können, obwohl karolingische Fundamente die Anlage bestimmten und spätere Zeiten einiges hinzutaten. So jammervoll die Zerstörung ist (wieder einmal eine französische, dieses Mal aus dem Siebenjährigen Kriege), so klar, kühl, groß und wahrhaft monumental wirken heute noch die leeren Mauern und die übergewaltigen Säulenkapitelle in reinsten Würfelform. Dies aber ist das für uns Wesentliche: der Deutsche, dem man so gerne einredet, er habe nur im Kleinen und Traulichen seine Stätte und stürze sich darum zuweilen in schwülstige und großsprecherische Überform hinein, er soll sich vor dieser wahrhaft händlichen Sprache daran erinnern, daß auch ihm Zeiten einfach klarer und sehr großer Formen möglich sind. Sie sind wohl nicht häufig und sind wohl untrennbar von Zeiten staatlicher Größe, von einem den einzelnen überschauenden und einordnenden Weltgefühl. Eine Zukunft, wie wir sie uns wünschen, die endlich Sicherheit und Größe vereinigen soll, würde im Salischen, oft auch noch im Staufischen Vorbilder nicht zur Nachahmung, sondern zur *Nacheiferung* finden können, die uns doch noch näher liegen als alles Griechische, und die bereits bewiesene deutsche Möglichkeiten darstellen: eine deutsche Spät-Archaik, die in der Baukunst etwa der Plastik von Olympia entspricht, so in Limburg, Hersfeld, dem früheren Speyer; ebenso deutsche Klassik, die in der Baukunst etwa der Parthenonplastik entspricht, so in den Westteilen von Mainz, Worms, Soest (Patroklus), im Inneren des Münsterer Domes oder auch von St. Gereon zu Köln. Am Würzburger Dome des Bischofs Bruno (1034—45) findet man wenigstens noch einen ähnlichen Grundriß wie in Hersfeld; der Goslarer um 1040, wieder in einseitiger Richtung erstreckt, aber als sächsisches Werk in drei von Pfeilern umgriffene Langhausquadrate zerlegt (1817 zerstört!), und noch mehrere andere sprechen die Sprache jener großen Frühzeit. Auch die Trierer Westfront spricht sie, vor 1047 begonnen, in manchem noch ottonisch wirkend, und unter ganz besonderen Verhältnissen einem ursprünglich antiken Baue vorgelegt. Die Bautätigkeit am Hildesheimer Dome, in Gandersheim, Quedlinburg kann hier nicht verfolgt werden. Aber Speyer weist uns noch einmal nach dem nördlichen Rheine. Seine Seitenschiffe glauben wir fast wörtlich in Maria im Kapitol zu Köln zu erkennen — und der Wölbgedanke wurde erneut in freilich recht anderer Form von Maria-Laach aufgenommen.

Maria im Kapitol ist wieder ein deutsches Rätsel und also eine deutsche

Wirklichkeit. Das Langhaus, 1040 fertig, würde nicht überraschen. Aber die unmittelbar anschließende Ostseite, 1065 geweiht, birgt ein antikes Motiv von strahlender Schönheit, das wir nicht erwarten würden: die Kleeblattanlage von drei Chören. Wir würden das nicht erwarten auf Grund des Salischen, soweit wir es bisher kennenlernten. Wir dürfen es dennoch verstehen aus dem Karolingischen, wie aus dem Staufischen, wie aus dem Barock, d. h. aus dem Ganzen der deutschen Kunst. Sogar als salisch können wir es verstehen. So fremdartig es wirkt, so weit sein Ursprung zurück- und aus dem Germanischen hinwegführt — es ist höchst deutsch schon insofern, als es hier am Rheine eine unfranzösische Möglichkeit verwirklicht. Es zeigt, wie weit ab von allen deutschen Wegen die eigentliche Gotik lag und liegt, obwohl sie in Cambray, Noyon und Soissons sich auch diesen Gedanken einzuschmelzen versuchte. Wie dieser aber bei uns eigentlich gemeint war, das ist erst anderthalb Jahrhunderte später durch neue kölnische Bauten gezeigt worden. Es ist einer jener Gedanken, von denen früher die Rede war, jener früh auftauchenden und wieder versinkenden, die später weniger durch Einfluß als auf Grund eines geheimen Wachstums aus gleicher Wurzel erstaunliche Folgen zeugen. Denn keine abendländische Baukunst steht bekanntlich so wenig wie die deutsche auf dem Grundgedanken des einfach am Boden liegenden Rechteckes. Keine ist von Natur aus so stark auf das Zentralisieren ausgegangen. In karolingischer und ottonischer Zeit war dieses Zentralisieren stets die geheime Triebkraft auch des Längsbaues gewesen. Im salischen Längsbau war es fast allzu plötzlich zurückgedrängt. Ist es nicht ausdrucksvoll, daß es nun an einer einzigen Stelle mit einer bis dahin unerhörten Kraft möglich wurde? Es ist, als sei das aus geheimer Wirkung Verdrängte an einer neuen Stelle zusammengeballt und um so stärker aufgetreten. Dabei ist die klare Gegensätzlichkeit eines Chorraumes gegen einen Langhausweg und einen Eingang unverkennbar. Das ist schon etwas Salisches! An der Westseite erhebt sich denn auch ein gewichtigerer Mittel-turm; da ist keine übergiebelte Einsenkung wie bei den Nordfranzosen, da ist auch hier ein deutsches Westwerk, keine Westfassade. Ist schon darin der deutsche Charakter gesichert, so nehme man ihn auch im Chorteile hin. Wie der ganze Außenbau in seiner wuchtigen und klaren Zusammensetzung großplastischer Körper, so beweist ihn das Innere. Die Seitenschiffe des Langhauses rinnen, um die drei Innenhöre herumgelenkt, weiter und kehren schließlich in sich selbst zum Westen zurück. Sie sind also Umgänge, in die wir durch Säulen blicken, sie sind auch in ihrer Rundform Seitenschiffe salischer Art. Es wäre eine bedauerliche Verwechslung, wenn man hier an byzantinische Vorbilder, gar an byzantinische Stimmung denken wollte.



31. Der Braunschweiger Löwe



32. Kopf eines Bischofs
Köln, Kunstgewerbemuseum



33. Bekrönung eines Abtstuhles aus Siegburg
Köln, Schnitzgenmuseum

Viel mehr Klarheit als Geheimnis ist hier, und die Ahnenreihe der Formen ist, wenn sie überhaupt mitzureden hat, westlicher und viel älter: sie geht auf die Villa Hadriani in Tivoli und Ähnliches zurück. Die Wirkung ist feierlich, aber von der reinen Strahlungskraft eines klaren Willens! Nicht betäubt und dumpf gemacht wird der Mensch, keine farbenschwimmenden Mosaiken dürften durch ihren Goldglanz das starke Körpergefühl über-tönen, das an jedem Säulenshafte, jedem der sehr reinen Würfelkapitelle immer sich selber wiedererkennt. Deutsch ist das — und *salisch!*

Eine Ausnahme bleibt der Bau aber, eine Ausnahme wie schließlich auch Speyer. Auch das Ausnahmehafte an sich ist deutsch. Es ist das, was zuweilen mit Geschichtslosigkeit verwechselt wird. Von dieser ist natürlich keine Rede; eine innere Folgerichtigkeit, ein unterbrechungsloses Leben, eine unumkehrbare Richtung ist bei uns so unverkennbar, wie nur irgend sonst beim Abendländer. Aber wenn wir heute allgemein gegenüber geistiger Geschichte auch anderer Kulturen besser mit dem Bilde bedeutender Einzelmenschen auskommen, als mit dem einer einfachen Abspulung, die unterhalb des eigentlich menschlichen Lebens führt, — in unserem Falle dürfen wir uns den Einzelmenschen dieses Vergleiches als einen *Deutschen* denken. Alle großen und vorbildlichen deutschen Geister scheinen jenen menschlichen und besonders abendländischen Zug in einmaliger Stärke aus-zuprägen, der echte Geschichte einbringt, aber freilich nicht einförmiges An-einanderreihen und Weiterzählen von Gedanken und Taten ist: das Vor-greifen, das Abbrechen, das Wiederaufnehmen, das Gegenspiel zwischen gegensätzlichen Möglichkeiten, den Willen, das Dasein *auszurunden*, einen auch in diesem Sinne *zentralisierenden* Willen. Es ist der Wille Goethes. Und so wie Goethes Leben doch wahrlich eine Geschichte darstellt, aber als menschliche und zumal deutsche Einzelgeschichte eine sehr wogende, nicht gleichmäßig fließende, so steht es auch mit aller deutschen Geistes-geschichte im Großen. Jedes deutsche Bauwerk hat sozusagen eine sehr starke senkrechte Beziehung zur eigenen Wurzel, stärker als zum nächsten Stamme. Alle zusammen bilden einen Wald, die französischen eher eine „Allee“. Jedes französische Werk hat eher eine Querverbindung zum nächsten Werke. Noch im Unterschiede der großen deutschen Plastik, deren Aufstieg wir bald zu verfolgen haben werden, gegen die große französische wird dieser Unterschied zwischen senkrechter Wurzelverbindung bei freiem Nebeneinander, und waagerechter Querverbindung bei gereihtem Hinter-einander, zwischen gepflegtem Walde und Allee deutlich sein. Gegen die französische Statuenreihe steht immer die deutsche Einzelfigur — oder als Verbindungsform das Höhere: die *Gruppe* (Naumburg). Jeder deutsche

Künstler ist einzelner und einsamer als der französische, deutschen Bauwerken darin ähnlich. Alle französischen Künstler pflegen sich in Scharen zusammenzutun, in Reihe und Glied zu marschieren, so wie in Frankreich immer eine Kathedrale der anderen die gemeinsame Aufgabe zur nächsten Lösung weiterreicht. Die „Schulen“ der Kunst sind in Deutschland viel seltener; eine der wenigen deutschen „Schulen“ in letzter Zeit war die der Expressionisten, aber ihr Sinn war der, keine Schule zu sein. Aus Erfahrung und Vergleich von allen Lebensgebieten her darf man sagen: wären wir Franzosen, so hätte Maria im Kapitol alsbald Schule gemacht. Wären wir Franzosen, so hätte sich ebenso an die Großtat der Speyerer Einwölbung eine Schule des Wölbens angeschlossen. Da wir Deutsche sind, ist es so einfach nicht gegangen. Erst Maria-Laach hat den Wölbegedanken von Speyer und Mainz wieder aufgegriffen, und es ist eine Ausnahme echt salischer Art, wenn daneben, jenseits der Wölbungsfragen, nun doch einmal eine wirkliche Schule auftauchen konnte. Es ist die Hirsauische gewesen. Auch diese aber konnte nicht aus künstlerischen, sondern rein aus geistlichen Gründen zu einer Schule werden. Maria-Laach und die Hirsauer — in diese zwei ungleichartigen Zweige spaltet sich schließlich das Salische; durch sie, außer durch die rheinischen Kaiserdome, geht es unmittelbar in die Geschichte unserer Baukunst ein.

Wäre Laach gleich nach der Stiftung weitergeführt, so wäre der Anschluß an Speyer geschichtlich und wahrscheinlich auch den Formen nach deutlicher geworden. Aber aus besonderen Gründen blieb der Bau, den 1093, während der Speyerer Arbeiten, ein Parteigänger Heinrichs IV., der Pfalzgraf Heinrich gestiftet hatte, schon um 1100 liegen. Um 1130, schon nach dem Aussterben des Kaiserhauses, konnte er erst fortgeführt werden. 1152—1156 ist die letzte entscheidende Bauzeit. Die Kirche war aber sicher von Anfang an auf Wölbung angelegt. „Parteigänger Heinrichs IV.“, das könnte man so gut wie von dem Stifter auch von seinem Bauwerke sagen. Wir rechnen es mit gutem Grunde zum Salischen. Als Form des Gruppenbaues stellt es sich dem Speyerer Dome um 1100 zur Seite (Abb. 17). Vielleicht ist der Außenbau das reinste Zeugnis, das Deutschland vom Willen der Salier, wenn auch verspätet, überhaupt hinterlassen hat, — er ist darin so vollendet, wie als Aussage des Staufischen der Wormser Dom uns entgegengetreten wird. Weil aber Maria-Laach schon ein verspätetes Zeugnis des Saalischen ist, melden sich auch staufische Züge. Der Grundriß gibt wieder zwei Chöre, zwei Querschiffe, dazu nun zwei mittlere, zwei östliche, zwei westliche Türme; dazu noch einen in wunderschönen, reichsten staufischen Spätformen angelegten Vorhof, ein „Paradies“. Doppelte Richtung also, von

außen her gesehen, aber selbst der Speyerer Dom vor der französischen Zerstörung und der späteren Wiederherstellung war nicht von dieser Feinheit des Auswiegens bei solcher Kraft und Wucht. An der Westseite der alte Westwerk-Gedanke, eher an Essen als an Limburg a. d. Hardt erinnernd: plastische Betonung der Mitte, also unfranzösisch-deutsch! Das Westquerschiff nicht breiter als das Langhaus, das östliche darüber hinausladend; der westliche Hauptturm viereckig, aber aufwärts in Staffelung zusammengezogen und schon in der Steigerung der Öffnungen bis zu den Klangarkaden von unüberbietbar reinem Wohlklange, wahrhaft musikalisch! Dabei wird der westliche viereckige Hauptturm von Rundtürmen begleitet — Kreisung gegen Kantung gesetzt —, während der östliche nicht nur kleiner ist, sondern achteckig und dafür mit viereckigen Türmen umstellt: Kantung gegen Kreisandeutung. Im ganzen eine feinfühligere Berechnung der Übergreifungen, eine Muskeldehnkraft an allen entscheidenden Stellen, die in den Lisenen und ihren Abständen, noch mehr aber in der Form der Türme, namentlich jener der westlichen Seitentürme, zugleich eine *plastische* Kraft genannt werden darf. Plastik und Feinheit der Verhältnisse: nicht ein Atom dürfte geändert werden in diesem durchdachten Netze freier Entsprechungen. Ein vollendetes Beispiel von gespannter *Kraft!*

Wenn wir *das* einmal wiederfinden, natürlich nicht die Einzelheiten, nichts vor allem, was Nachbildung heißen könnte, aber den Geist, diesen Geist der Freiheit unter dem Gesetze, diese Vereinigung von Einfachheit und Reichtum, von Klarheit und Leidenschaft, von Kraft und Feinheit — dann hätten wir wieder eine deutsche Architektur von nur uns eigenem erhabenem Ausdruck, wie wir sie ersehnen und wie sie freilich nur durch eine ebenbürtige *Lebensform* zu verdienen ist. Dann würde auch die merkwürdige Zweier-Frage verstummen: Antike oder Gotik. Beides ist nicht unverwandt, gewiß, aber beides ist ebenso gewiß nicht deutsch, nicht von uns geleistet, und die geschichtliche Wahrheit ist darum, daß Menschen sonst gleicher Weltanschauung heute in diesem einen Punkte durchaus entgegengesetzte Entscheidungen treffen können: für oder gegen das Griechische, für oder gegen das Französische (Gotische). Wir könnten, wir sollten aber auf das Dritte blicken, das uns eigen ist: das Deutsche. Dabei ist das Kennzeichnende noch nicht schon das Vorbildliche. Besonders kennzeichnend heißt bei uns gerne die Spätgotik. Sie ist wohl für vieles in uns ein Spiegel — aber doch kein Vorbild für neues Wollen. Weit eher schon wäre es der Barock. In salischen, aber auch noch staufischen Zeiten — dann noch in den Backsteinbauten des Ostens — finden wir jedoch, durch uns selber geprägt, Formen einer deutschen Vollkommenheit, die wahrhaft *vorbildlich* ist. Es muß

freilich zugestanden werden, daß alle bisherigen Versuche der Spätzeit, mit salischen oder staufischen Formen zu arbeiten, völlig gescheitert sind. Neoromanik ist fast immer noch schlechter ausgefallen als Neugotik oder Neuklassizismus. Sie muß noch sehr viel schwerer sein, wohl weil ihr Vorbild so viel deutscher ist. Man kann diesem Stile nicht einfach einen Formenapparat entnehmen, der neuen Aufgaben als Kleid sich vorlegen und dann immer noch eine Gesamtschönheit ahnen ließe; es seien denn allenfalls Formen wie die Lisenen, die gerade in Laach mit besonderer Feinheit die Masse sehnig binden und gliedern. Der Stil von Maria-Laach ist rechnerisch nicht leicht aufzuteilen, seine Leistung liegt in einem ungewöhnlich sicheren Gefühle für das Verteilen von Massen. Seine Nachwirkung würde dieses vor allem verlangen. Wer weiß aber, ob nicht, wo nun dieses die Voraussetzung ist — das Gefühl für die Gesamtgestaltung und nicht so sehr die Verwendung von Einzelgliedern —, schließlich noch einmal aus der gliederlosen, wenigstens gliederarmen, stark auf Massenverteilung gestellten deutschen Baukunst von heute in einer späteren und besseren Zeit ihrer Entfaltung eine *gewachsene* Ähnlichkeit erreicht werden wird? Nur eine solche werden wir brauchen können. — Gestehen wir ruhig, daß das Innere von Laach dem Außenbau nicht ebenbürtig ist. Indem rechteckige Einzeljoche, nicht quadratische Doppeljoche, überspannt wurden, mußten die Bogen über den breiteren Seiten überdehnt, „gequetscht“, über den schmälere gestelzt werden: der Eindruck ist nicht wohlthuend und verhältnismäßig allzu karg. In den ritterlichen Panzer des Außenbaues scheint ein mönchischer Geist gesperrt. Auch er ist salischer Zeitgeist, wie wir wissen. Er stellte, nach kurzem Bündnis, den *Gegenspieler* des Kaisertumes!

Er hat seinen reinsten Ausdruck in der *Bauschule* von Hirsau gefunden. Geschichtlich wie stilistisch dürfen wir diese als *hoch-salisch* bezeichnen, wenn auch ihre Ausläufer bis über die Zeit des Kaiserhauses hinausreichen. Es ist billig und also beliebt, die *Wirkung Hirsaus als französischen Einfluß* aufzufassen. Doch der *Einfluß war zunächst und vor allem geistlicher Art*, ferner war er nicht eigentlich französisch im heutigen Sinne. Er kam aus Burgund, das *weniger gotisch dachte als Franzen*, er kam aus einem Teile des salischen Reiches, der zwar nicht deutsch sprach, aber in seiner Kunst, namentlich in der *Plastik des 12. Jahrhunderts, ausgeprägt nordische Züge* in starker Begegnung mit südlichen Einzelformen zeigte; aus einem ursprünglich germanischen Lande, in dem der Name eines unserer Stämme weiterlebt, zu dem Gunther, Kriemhild, Hagen, Volker und Dankwart gezählt werden. Deutsch war Burgund sicher nicht mehr. Es wirkte aber auch gar nicht als Land durch seine Stammeskunst auf uns, sondern als Sitz jenes

auf die ganze Welt ausgerichteten Mönchsordens, den zu Anfang des 10. Jahrhunderts ritterliche Frömmigkeit gegründet hatte. Das Cluniensische ist eine besondere Form des Benediktinischen. Künstlerisch hat Cluny echten Einfluß nach ganz anderen Richtungen ausgestrahlt. Namentlich die „Kunst der Pilgerstraße“ nach Santiago di Compostella zeigt seine überragende Bedeutung. In der Geschichte der südwesteuropäischen Plastik ist sie gewaltig und reicht bis tief nach Spanien hinein. Für uns kam Cluny als geistliche Bewegung und schließlich als kaiserfeindliche Weltmacht in Betracht. Viele Gewissensnöte sind dadurch erzeugt worden. Für unsere Baukunst aber hatte der Sieg Clunys in zahlreichen Benediktinerklöstern und hatte namentlich die Gründung Hirsaus eine ganz besondere Folge, die keineswegs als eine *Bereicherung* von außen zu verstehen ist. Speyer, Mainz, die Kapitolskirche, Laach, sie alle zielten in verschiedener Weise auf die Wölbung hin. In den Seitenschiffen hatten Maria im Kapitol wie der ältere Speyerer Dom, im Mittelschiffe die rheinischen Kaiserdome und Laach die Kreuzwölbung erreicht. Wo aber Hirsau maßgeblich wurde, da bedeutete das ein Festhalten an der Flachdecke — eine Hemmung, wenn nicht eine Rückbildung; das, was man heute „Reaktion“ nennt. Soweit Hirsaus Macht reichte — und sie war groß —, wurde der Gedanke der Mittelschiffswölbung erstickt. Das war *Sprache!* Man muß sich klarmachen, daß der Wölbungsgedanke seinen letzten Sinn keineswegs im Technischen hat. Gewiß handelt es sich um ein technisches Verfahren, das berechnet und gekonnt sein muß. Aber das gilt für jeden Baugedanken, und gerade die Technik ist bei den Hirsauern sogar eine besondere Stärke. Sie hätten nur zu wollen brauchen, das Können wäre da gewesen, wenn irgendwo, — aber der Wille zielte nach einer anderen Richtung. Künstlerisch bedeutete das Kreuzgewölbe ja die letzte Vollendung der großen Wendung gegen die römische Basilika (gegen St. Peter selbst), die mit dem Karolingischen begonnen hatte. Sie war zuerst im Grundriß erreicht, durch die Zerlegung in Quadrate, mehr rechnerisch als sinnhaft wahrnehmbar. Sie drang in die Wände durch den Grundsatz der Umgreifung (irreführend „Stützenwechsel“ genannt). Sie eroberte mit den vorgelegten Halbsäulen (irreführend „Dienste“ genannt) die gesamte Höhe der einzelnen Wand. Mit der Unterscheidung zwischen Haupt- und Zwischendiensten wurden die Ecken des Grundquadrates zu aufrechten, wie mit Lanzen abgesteckten Grenzpfosten, das Grundquadrat wurde in den Aufriß hineinerobert. Im Kreuzgewölbe neigten sich die Wände selber in Durchdringung zueinander. Mit dem Schnittpunkte der Grate, im Scheitelpunkte, war der Mittelpunkt des Grundquadrates über dem Boden oben im Gewölbe festgelegt. Durchweg ging die

Bahn von der rein geistigen Berechnung zur Versinnlichung, von der unsichtbar zu ziehenden Teilungslinie zum Körper: die „Dienste“ sind zunächst verkörperte Teilungsweiser der Aufgliederung. Alle Grenzlinien eroberten sich körperliche Formen, in denen sie sich versinnlichten. In diesem Punkte ist ohne Frage die nordfranzösische Kunst weit folgerichtiger vorgegangen. Die Verwirklichung der Schnittlinien in den Rippen, die Verwirklichung des Mittelpunktes im Schlußsteine sind normannisch-französische Eroberung. Ihr technischer Wert wird oft überschätzt, sicher stand er im Dienste des künstlerischen. Die „Gotik“ ist nichts anderes als die nordfranzösische Form, das Kirchenhaus einzuwölben und aufzugliedern. Fast gleichzeitig mit den rippenlosen Kreuzgewölben von Speyer werden die gerippten gefunden, und sie mit einigem anderen führen in reißender Folge, im Laufe von knapp einem halben Jahrhundert, zum ersten gotischen Bau von St. Denis. In Frankreich selber (so in der Normandie) bedeutete auch cluniazensische Einwirkung keineswegs Hemmung des Gewölbebaues.

Daß die gerade technisch so hervorragenden Hirsauer Bauleute ausnahmslos die Wölbung des Mittelschiffes vermieden, kann nur einen geistigen, einen seelischen Grund gehabt haben, der so auch nur in Deutschen wirken konnte: den Ausdruck einer besonderen Frömmigkeit, die Rückkehr zum Altchristlichen — zurück nach Rom, zu St. Peter! Schon in Limburg a. d. Hardt war auf freiere Weise Ähnliches angedeutet. Dennoch entstanden keine altchristlichen Basiliken, sondern deutsche Kirchen; aber Deutschland kam dadurch im Ganzen mit der Wölbung viel langsamer voran. Auch hier spiegelt die Baukunst die innere Geschichte deutlicher, die deutsche erweist sich stärker als die französische besessen von außerkünstlerischen Ideen, von Ideen überhaupt. Sie nimmt sie auf die Dauer ernster. In Frankreich wurde weit bewußter und siegreicher der Kampf der Kunst gegen das Mönchische durchgeführt. Suger von St. Denis, der die erste gotische Kathedrale hinstellte, hatte diese Kunst in schriftlichen Auseinandersetzungen mit Bernhard von Clairveaux zu vertreten. Er bekämpfte das Mönchische. So sind auch die Cisterzienser nicht, wie man früher glaubte, „die Schrittmacher der Gotik“ gewesen; sie waren vielmehr die Nachfolger der Cluniazenser, als diese selbst zu sehr verweltlicht waren. Sie waren es auch in der schlichten Auffassung des Gotteshauses. Erst recht dachten so unsere Hirsauer. Nicht der Prunkbau des Hugo von Cluny, sondern der schlichtere und sinngerechtere des Maiolus, der diesem voranging, wurde in St. Peter und Paul zu Hirsau (Fig. 14) als Grundform angenommen. Die Form, in der das schwäbische Kloster zur cluniazensischen Vormacht wurde, ist ein bezeichnender und in vielen Fällen beobachteter Vorgang. Noch als man

1059 dort die Aurelius-Kirche baute — mehr in der Art der Michaelis-Kirche auf dem Heiligenberge bei Heidelberg, mehr in fränkischer Weise —, herrschte dort im Kloster wie überall der aus dem Ottonischen ererbte freiere und lebensfrohere Geist alter deutscher Prägung. 1069 kam Wilhelm von St. Emmeram aus Regensburg nach Hirsau, er erhielt die Klosterleitung und wurde ein schon gestrenger Abt. Dann erschien für ein Jahr ein Südfranzose, ein Mann aus der Hauptlandschaft der späteren Hugenotten, Bernhard von Marseille. Er überzeugte den Abt Wilhelm endgültig von der Notwen-

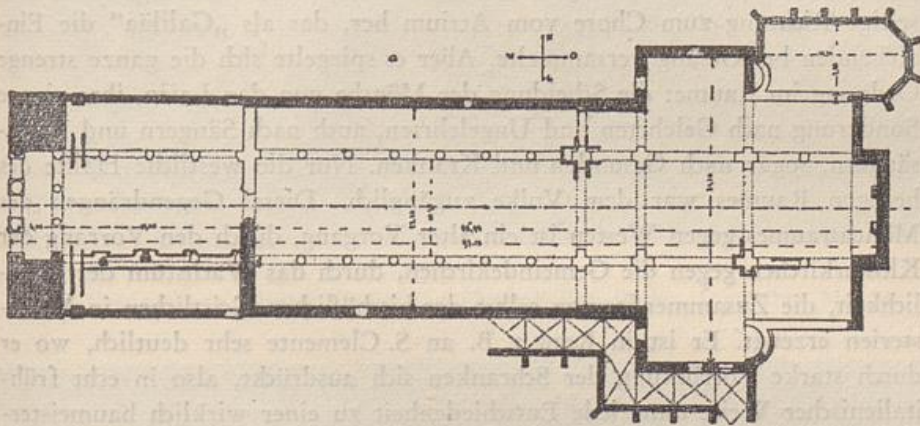


Fig. 14. Hirsau. St. Peter und Paul

digkeit der „Reform“. In Niederschrift wurden die „Gepflogenheiten“ (consuetudines) aus Cluny eingeholt. Mönche gingen hin und her, und als 1082—1091 die Peter-Pauls-Kirche entstand, wurde sie nach den neuen Vorschriften gestaltet. Auch diese Kirche haben die Franzosen (1692) zerstört, aber ihre Form ist festgelegt. Während in der Aurelius-Kirche wenigstens die Seitenschiffe gewölbt gewesen waren — im Sinne der Zeit Heinrichs III. —, wurden selbst sie in der neuen Kirche flach gedeckt. Die Krypta verschwand. Dabei herrschte wie in Speyer gebundenes System, sogar in sehr reinen Quadraten — wie denn alles, was die Hirsauer taten, sehr sauber und sorgfältig geschah. Reinste West-Ost-Richtung war selbstverständlich. Drei Quadrate im Querhause, das Chorquadrat von Nebenschiffen begleitet, selber platt geschlossen, aber wohl schon früher mit kleinen Apsiden in den Winkeln versehen. Die Staffelung der Chöre bleibt jedenfalls auch in größerer Ausbreitung immer cluniazensisches Zeichen, auch in der Normandie. Das Schiff, sehr langgestreckt, eine geregelte Folge, hing eng mit den neuen Forderungen zusammen. Eine Vorhalle, dann eine Vor-

kirche; von den acht weiten Bogenöffnungen des Hauptschiffes auf Säulen die achte als „chorus minor“ vor der Vierung abgetrennt. Das ist die Grundform für zahlreiche deutsche Kirchen geworden, die nun ohne Einfluß des Kaiserhauses, von der kämpfenden Kirche aus angelegt und durch die Mönchsordnung, nicht durch den künstlerischen Willen in der Anlage bestimmt wurden. In der Anlage — in der Ausführung drängte sich das Künstlerische doch unvermeidbar ein. Die „Prozession“ der Formen war im Maiolus-Bau von Cluny die Spiegelung der wirklichen Prozessionen, die in die Kirche feierlich einzogen. Schon von daher empfingen diese ihre einseitige Richtung zum Chore vom Atrium her, das als „Galiläa“ die Einziehenden bei Gesang versammelte. Aber es spiegelte sich die ganze strenge Ordnung im Raume: die Scheidung der Mönche von den Laien, ihre eigene Sonderung nach Gelehrten und Ungelehrten, auch nach Sängern und Nichtsängern, sogar nach Gesunden und Kranken. Nur die westliche Hälfte des heiligen Raumes war dem Volke zugänglich. Dieses Gegendrängen des Mönchsraumes gegen Westen ist ein alter Vorgang, durch den Vorrang der Klosterkirchen gegen die Gemeindekirchen, durch das Wachstum der Geistlichkeit, die Zusammenfassung selbst der bischöflichen Geistlichen in Monasterien erzeugt. Er ist in Rom z. B. an S. Clemente sehr deutlich, wo er durch starke Vorrückung der Schranken sich ausdrückt, also in echt frühitalienischer Weise ohne jede Entschiedenheit zu einer wirklich baumeisterlichen Tat. Bei den Hirsauern bezeichnet das östliche Joch des Langhauses durch Pfeiler statt Säulen den Beginn des stehenden, den Klosterinsassen gehörigen Raumes. Hier war der „chorus minor“. Die Vierung selbst hieß Chorus: sie barg die Sänger. Musik und Glockengeläute waren von großer Wichtigkeit. Fast immer war Gottesdienst, alle Plätze waren genau bestimmt. Über den Pfeilern erhoben sich Türme. Das letzte Joch vor der Vierung wurde gerne gewölbt — wodurch noch einmal jeder Gedanke an eine deutsche Unfähigkeit zur Wölbetechnik als Grund hirsauerischer Bauweise widerlegt wird. Nebenhöre, vom mittleren aus nicht unmittelbar zugänglich, nahmen besondere Übungen, auch Geißelungen auf. Schon die wenigen Reste der Peter-Pauls-Kirche des deutschen Mutterklosters beweisen die für die ganze Richtung bezeichnende äußerste Sorgfalt in jeder Ausführung. Die Quadern sind glänzend sicher geschnitten, bearbeitet, gefugt. Die Betonung der Waagerechten, wie ein schärfster Einspruch gegen die Scharung senkrechter Steilgruppen im kaiserlichen Speyer, geschah durch ein starkes Simsband, das die Obermauer gegen die Stützen- und Bogenreihe abschloß. Aber hier zeigte sich, daß das Wissen um die senkrechte Teilung nicht fehlte, sondern nur bewußt überklungen wurde. Es durfte sich be-



34. Empore aus Kloster Gröningen (Ausschnitt). Berlin, Deutsches Museum



35. Bogenfeld von St. Godehard. Hildesheim



36. Grabengel. Hildesheim, Andreasmuseum

scheiden anmelden, und das geschah durch die „Absenker“, kurze senkrechte Pfostenbänder, die, auf die Mitte der Stützen zielend, nicht diese selbst, sondern den Zwischenraum durch Einschließung und Umgreifung betonten — also doch ganz und gar nicht wirklich altchristlich gemeint! (Zielten sie dagegen nach den Bogenscheiteln hin, so würden nicht diese, sondern die Stützen betont sein.) Dies, ferner die Ausgestaltung der Würfelkapitelle mit immer feiner unterteilten und wie aufeinandergelegten Scheiben, dann die Gepflogenheit, Sockelprofile, an sich höchst formvoll gebildet, an Türen einfach hochzuführen — ein uraltes Erbe verratend, gleichsam ein Hineindringen vorarchitektonischen Ornamentgefühles, dem der bewußte Verzicht auf die Wölbekirche das Tor geöffnet hatte —, das sind die Hauptzüge, die die Hirsauer entwickelten. Sie schulten ihre eigenen Leute in jeder erdenklichen Weise, aber sie konnten nicht hindern, daß das Leben der einzelnen Landschaften sein Recht innerhalb der gesteckten Grenzen geltend machte. Thüringen scheint eine der ersten gewesen zu sein, in die der neue Wille eindrang. Reinhardtsbrunn war dort das erste Hirsauer Kloster. Um 1103 folgte die Kirche auf dem Petersberge bei Erfurt (bis 1147), 1112 das herrliche Paulinzella (Abb. 18). Diese Gründung einer Ritterswitwe Paulina ist im 17. Jahrhundert durch Blitzschlag endgültig zur Ruine geworden. Auch dieser Bau ist rein salisch gedacht, wenn auch nicht kaiserlich-salisch: Klarheit und Kraft, nun zu höchster Feinheit geadelt, ist das Entscheidende. Nach 1142 folgte der in manchem reichere Neubau von Talbürgeln. — In Schwaben selbst ist Alpirsbach das älteste erhaltene Beispiel. Hier wie in allen bezeichnenden Fällen, die in jeder Kunstgeschichte leicht aufzufinden sind, ist das uns Angehende das sehr klare und asketisch nüchterne Schema. Klar und nüchtern, das sagten wir schon von Limburg a. d. Hardt und Hersfeld. Es ist die Einseitigkeit der Richtung, die nun auch die Bodenerstreckung ergriff (durch Beseitigung der Krypta), das rein Tektonische der Einzelformen, der Würfelkapitelle wie der Schachbrettbänder und der überhaupt fast stets weder Pflanze noch Lebewesen anerkennenden Ornamentik. Sachsen hat mit Hamersleben (ab 1120) und St. Godehard zu Hildesheim, 1113 gegründet, freilich erst 1172 vollendet, seinen sehr eigenen Beitrag gegeben. St. Godehard hat aber wieder zwei Chöre — ist das hildesheimisch oder ist es schon die Wiederkehr des Ottonischen im Staufischen, die wir öfters finden werden? Im Schiffe zeigt sich der alte sächsische Stützenwechsel, immer zwei Säulen nach einem Pfeiler. Es ist lehrreich: jetzt zum ersten Male dürfen wir das sonst irreführende Wort allenfalls gebrauchen, insofern wenigstens ein einheitlicher waagerechter Zug der Wände durch Gesimse und Absenker gesichert erscheint, ja, als zehn, nicht etwa zwölf Bogenstellungen

da sind und nur acht Fenster ihnen im eigenen Zuge, also in der Senkrechten ungenau, entsprechen. Dies ist ein tiefer Unterschied gegen das ottonische St. Michael. Auch er gründet sich auf jene Rückläufigkeit des Wollens, die das in jedem Sinne einseitigere Wesen des Salischen überall zuläßt. Der Ostchor mit Umgang und Kapellenkranz ist ein unzweifelhafter Eindringling aus Frankreich und hat weder mit Hirsau noch mit Cluny zu tun. Hier ist ein Einfluß einmal da. Wie er hineingearbeitet wurde, so daß aus vielfältigen Elementen, aus Salischem, Sächsischem, Hirsauischem und Französischem ein reiches und höchst einheitliches Ganzes entstand, spricht St. Godehard für eine deutsche Fähigkeit, die uns nun noch über die Grenzen des Salischen hinausblicken läßt: es ist die Fähigkeit des An eignens, des Weiterdenkens, des Einschmelzens, des Verbindens, der „Vereinigung von Unvereinbarem“, die nur *eine*, eine am meisten und oft allein beachtete, aber keineswegs *die einzige* Seite deutschen Wesens darstellt. Dieses ist viel reicher, sein „sowohl als auch“ heißt, daß es sowohl die aneignende und verarbeitende Kraft besitzt als die urschöpferische, — und *sowohl* das „sowohl als auch“ *als* das „entweder oder“. Das Reiche und Mehrfältige in höchst schöpferischen Formen war vom Karolingischen in das Ottonische hineingewachsen und mußte im Staufischen wiederkehren. Beide Mächte scheinen, noch und schon, in St. Godehard hinein. Und dennoch hat selbst dieser reiche und merkwürdige Bau noch sein salisches Gesicht, in alledem, was daran hirsauisch ist.

Das Hirsauische ist wohl cluniazensisch als Gesinnung, aber es ist doch deutsch und salisch als Bauweise, es ist auch salisch, d. h. klar und groß und sauber. Das eigentlich Salische, hatten wir gesagt, denke nicht „sowohl als auch“, sondern „entweder oder“. Ein grausames und furchtbares Entweder-Oder stand über dieser Zeit: Kaiser oder Papst. Die ganze abendländische Welt wurde davon angegriffen, das ganze deutsche Volk, ja das Reich dadurch gespalten. Dennoch tun wir recht, wenn wir auch diejenigen Formen salisch nennen, die die Gegner des Kaisergedankens zur Sprache wählten. Die Kampfweise wurde doch dem ganzen Zeitalter, auch den Gegnern, vom Kaiserhause aus aufgezwungen: mit mächtigen und großen Hieben, mit wuchtigen und klaren Bewegungen, mit großen und einfachen Schritten vorzugehen. Deutsche waren auch die Feinde des Kaisers. Wieder erwies sich die Baukunst als Sprache. Mit Recht trägt, was sie auf beiden Fronten ausrief, den Namen des großen Geschlechtes, das nach einem Jahrhundert gewaltiger Tätigkeit um 1125 mit Heinrich V. erlosch.